Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit

Band: 24 (1972)

Heft: 13

Artikel: Schwierigkeiten mit Kindersendungen

Autor: Lachat, Pierre

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-962154

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aus einer ganz anderen geistigen Disposition entstandene Film Bressons. Thematisch gehört die «Zelle» neben Costa Gavras «Z», von dessen spekulativer Aufbereitung er sich diametral unterscheidet, und neben Serge Roullets «Le mur», dem er die stärkere Konzentration auf die zerstörerische Wirkung der Monotonie des Zellendaseins voraus hat.

Die Fakten verbleiben bewusst in der Andeutung, weder die persönlichen Verhältnisse des Lehrers (der wegen angeblicher Beteiligung an einem Attentat verhaftet wurde) noch die Motive seines Handelns, noch das System selbst, gegen das er sich aufzulehnen versuchte, werden genauer beschrieben. Es bleibt die Schilderung des Zustands des Inhaftierten.

KIND UND FERNSEHEN

Schwierigkeiten mit Kindersendungen

Das Fernsehen bekundet in einem der reichsten Länder der Welt, dem unsern, Mühe, eine neue spezifische Anwendung des Mediums, ein originales Sendungs-Genre hervorzubringen, das anderswo Nachahmer fände. Der Goldene Schuss sogar, immerhin hierzulande ausgedacht, wurde im Ausland verwirklicht. Die Schweiz verfährt mit Fernseh-Ideen wie mit den materiellen Gütern: Der Import übertrifft den Export bei weitem. Ein hinkender Vergleich, gewiss, aber trotzdem aufschlussreich.

Eigentlich sollten und könnten Kindersendungen ein bevorzugtes Experimentierfeld in der TV-Produktion darstellen. Das Gerinnen des Programms zu ein paar starren Typen scheint denn auch in dieser Sparte weniger fortgeschritten und endgültig zu sein. In allen Medien unterliegen schliesslich die peripheren Ressorts, die im Ernstfall wegfallen könnten, weniger engen Kontrollen als die zentralen Funktionen der Unterhaltung und der Politik, auch Information genannt.

Fünfmal weniger erwachsen

Den sicher vorhandenen Spielraum haben die Kindersendungs-Macher vom Leutschenbach-Studio unter Verena Tobler jedoch bisher kaum genutzt. Die TV-Pädagogen, denen die Unterhaltung der Kinder nur ein Vordergrund ist für unmerkliche Erziehung aus dem Hinterhalt, setzen ihren Ehrgeiz mehr in die Verschweizerung ausländischer Sendungstypen als in Eigenschöpfungen. So ist das «Spielhaus» im wesentlichen der BBC-Erfindung «Play School» nachempfunden.

Die gute Kopie als Kardinaltugend kommt freilich nicht von ungefähr, ihr stand die Not zu Gevatter: In den Randfunktionen der Medien pflegt die Freiheit des Ausdrucks im umgekehrten Verhältnis zu den Geldern zu stehen, die sie speisen oder eben abspeisen. Man hält die Ressorts kurz, tröstet die Redaktoren durch Gewährenlassen und baut darauf, dass die Nutzung eines Rechts von der Finanzkraft abhängt. Das bedeutet in unserem Fall: den Atem, Neues zu machen, hätte man im Jugendressort sowieso nicht, auch wenn man wollte. Denn die Sendeminute für Kinder, die schliesslich auch bedeutend weniger erwachsen sind als die Erwachsenen, darf nur den fünften Teil dessen kosten, was für die Abendsendungen veranschlagt ist.

In ihrem Elend haben die Fabrikanten von Kindersendungen in aller Herren Länder nicht nur einander viel abgeschaut. Sie haben auch den wahrscheinlich besten internationalen Austauschdienst aufgezogen, den es für TV-Sendungen gibt. Wer wollte das nicht loben?

Dreifach gefiltert

Ins Ghetto des Sparenmüssens verwiesen zu sein ist sowieso nur noch eine Begrenzung obendrein. Der Sache inhärente Rücksichten gilt es schon genug zu nehmen. Wer Sendungen für Erwachsene macht, darf – muss er nicht sogar? – mit einer gewissen kompakten Uniformität des Publikums rechnen. Der Zwang zum Differenzieren setzt erst ein, wenn gezielt eine Minderheit angesprochen werden soll. Mit einer solchen gerade hat man's im Jugendressort zu tun, und vielfältiger könnte sie nicht sein. Entsprechend nicht differenziert genug kann das Angebot sein, wo sich doch das Wahrnehmungsvermögen des Kindes beständig entwikkelt. Der Ist-Zustand muss das Werk von Lehrern sein: Man hat in Sendungen fürs Vorschul-, Primarschul- und Oberstufenalter eingeteilt, mechanisch und gedankenlos vielleicht, aber nicht unbedingt nur verkehrt.

Was dann welcher Stufe zuträglich ist, entscheiden besondere Spezialisten mit pädagogischem Wissen. Noch ein drittes Mal wird so das Material für Kindersendungen gefiltert, nachdem, wie bei andern Sendungen, der Fachredaktor den Inhalt, Regisseur und Kameramann die visuelle und akustische Form bestimmt haben. Eine Methode, die freilich nicht gerade zum Experimentieren einlädt.

Erziehung zur Aktivität

Aber Perfektionismus ist sowieso nicht gefragt. So anerkennt Verena Tobler zwar die amerikanische Kindersendung «Sesame Street» als bewundernswert und von fähigen Leuten gemacht. Sie beklagt jedoch ihre Tendenz, die Kinder ans passive Konsumverhalten zu gewöhnen. Tests in England, wo die BBC «Sesame Street» nicht ins Programm aufnehmen wollte, sollen gezeigt haben, dass die Sendung die Kreativität der Kinder blockiert. Im Moment des Anschauens freilich vergnügen sich die Kleinen an «Sesame Street» offenbar wie an keiner andern der ihnen zugedachten Sendungen. Ziel der Kindersendungen europäischen Musters ist es dagegen, die Empfänger über die blosse Sendezeit hinaus zu beschäftigen mit allerhand Wettbewerben, zu schreibenden Aufsätzen, Bastelanleitungen und dergleichen Appellen an Gemeinsinn, Spieltrieb und Voluntarismus. Was der Bildschirm zeigt, soll nicht ein Geschehen für sich sein, sondern zum Alltag in direkte Beziehung treten, man soll auch nachher etwas davon haben. Man braucht nicht unbedingt einen Vergleich mit dem Papa anzustrengen, der am Morgen im Büro mit den Kollegen den Fernseh-Match vom Abend zuvor kommentiert. Aber: Auch wenn Verena Tobler den Glauben an einen künftigen Zuschauer nicht verloren hat, der sich intelligenter gebärden würde als der jetzige, eine Funktion erfüllen die Fabrikate ihres Ressorts sicher auch, nämlich die, Ersatz für jenen sozialen Gesprächsstoff zu liefern, der den Leuten immer mehr ausgeht.

Schmutzkonkurrenz

Noch ist es jedoch nicht sicher, ob dann die Kinder wirklich immer nur von Kindersendungen reden, wenn sie untereinander ihre Fernseh-Erlebnisse austauschen. Ihre Vorstellungen vom Fernsehen sind nicht selten viel stärker von den Sendungen für Erwachsene her bestimmt, die sie oft genug ja doch zu sehen bekommen. Ein Rezept gegen die hoffnungslose Unterlegenheit von «Das Spielhaus» und «Die Welt ist rund» im Vergleich zu «Rauchende Colts» oder «Twen-Police» gibt es keine. Es genügt sicher nicht, um ein viertel vor sieben «De Tag isch vergange» zu bringen und sich der Illusion hinzugeben, die lieben Kinder würden, nur weil die Sprecherin ihnen hoffnungsvoll und auf Dialekt «Gute Nacht» wünscht, auch gleich zu Bett gehen oder sich schicken lassen.

Für Verena Tobler sind die Erwachsenensendungen denn auch «Schmutzkonkurrenz»; in dieses Wort legt sie ihre ganze Ratlosigkeit. Sie kann es nur als verbrecherisch bezeichnen, wenn Eltern ihre Kinder im Vorschulalter anderes sehen lassen als das «Spielhaus». Sie kann nur ständig appellieren, werben, Vorträge

halten: Die Vermutung, die Schmutzkonkurrenz sei stärker als die eigene Produktion und habe erst noch leichtes Spiel, einen auszustechen, muss immer unheimlich präsent oder besonders gut verdrängt sein bei den Produzenten von Kindersendungen. Sicher zum Teil auch deshalb, weil die Rückkoppelung schwach ist und einem selten das Gefühl nimmt, nicht zu wissen, wie man ankommt. An den Kinderzuschriften mag man seine Freude haben, auf sie zu bauen wäre kühn. Zuschauerforschung, rettungslos mit dem Werbegeschäft und seinen Interessen verhängt, gab es bislang so gut wie keine. Erst in diesen Tagen hat die AG für das Werbefernsehen eine gründliche Studie über die TV-Gewohnheiten von Kindern fertiggestellt. Erlaubnis, sie zu benutzen, mochte man dem Verfasser dieser Zeilen jedoch noch nicht geben.

Man wurde auf später vertröstet, wie sich denn die Aussichten auf die nächste Zukunft für Kindersendungen gut ausnehmen. Ernsthafte Kommunikatoren haben das Genre entdeckt, scheint es, jetzt, wo man sich allgemein damit abgefunden hat, dass die Kinder so oder so vor dem Kasten sitzen. Damit sind nicht nur die Autoren Jörg Steiner, Clemens Mettler und Franz Hohler gemeint, die jetzt für das Zürcher Fernsehen Kindersendungen machen. Damit sind vor allem die Kinder selber gemeint, die, so versichert man im Leutschenbach, sehr bald bei uns Gelegenheit erhalten sollen, ihre eigenen Sendungen zu machen. Man darf gespannt sein.

Pierre Lachat

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Blick zurück zum Beichtvater

Zur Kriminalserie «Der Kommissar»

Der Mensch lebt heute in einer Welt, in der sein Handeln keine für ihn erkennbaren Spuren hinterlässt, in der er immer nur mit den Ereignissen konfrontiert wird, wenn sie schon geschehen sind, ohne dass es möglich wäre, auf sie Einfluss zu nehmen, ohne dass er auch nur zu durchschauen vermöchte, wie und durch wen es zu den Ereignissen kam; er macht täglich die Erfahrung vollständiger Ohnmacht in einer für ihn nicht über- und durchschaubaren Realität. Nicht der Mangel an Realität, sondern gerade die Konfrontation mit einer bedrückenden Realität schafft beim Menschen die Bereitschaft, sich der Illusion von einer logischen und überschaubaren Welt von Abläufen hinzugeben. Er setzt sich vor den Fernseher, drückt auf den Knopf – und sieht den «Kommissar». Es ist die erfolgreichste Krimi-Serie des deutschen (und schweizerischen) Fernsehens mit einer der höchsten Einschaltquoten. Warum sie das ist, liegt nicht etwa an der Qualität, sondern an der Ordnung und Sauberkeit, die sie widerspiegelt. Die Toten sind nur der «dicke Strich» unter der schönen Vorstellung Ordnung.

Zunächst einmal vermittelt schon allein der Rhythmus der Wiederkehr des Gleichen den Anschein von Verlässlichkeit und Ordnung. Die Privation der jeweiligen Behausung, aus der man hinaus in eine Welt des Chaos sieht, schafft wenigstens einmal das Gefühl der praktikablen Individualität, weil man im Genuss des sichersten Platzes ist, über den man nur hier wirklich schuldlos verfügen kann: den des Schauenden.

Und somit greift man gleich hinein ins volle Leben, damit einem wohlig-schaurig die Wirklichkeit anheimfällt, die man noch fünf Minuten zuvor in den Nachrichten bestätigt bekam: es geschieht ein Mord; gleich in der ersten Minute, möglichst noch vor dem Vorspann, jetzt heisst's drive back (in Deutsch!), und das mit dem richtigen feeling (auch in Deutsch!): die Musik ist dramatisch und die Schrift («Der Kommissar») ist dynamisch, organisch wie ein schneller Pinselstrich. Die Un-Ordnung, als Voraussetzung für eine ritualisierte Ordnungsdarstellung, hat die Funktion eines Ausrufezeichens. Denn was gewesen ist – und darin liegt eine Vergewisserung – kann so nicht mehr geschehen. Der Rest ist Huldigung, Beweihräucherung eines behäbigen, solid-hausbackenen Ordnungsideals.

Davon lebt die ganze Serie. Es treten auf für den Rest der Stunde: die kleinen grossen Vertreter der Macht und die Verdächtigen, unter denen sich der Abweichling, sprich Mörder, befindet. Das ist keine Frage der Psychologie, sondern der Physiognomie. Der Machtbeweis des Kommissars erfolgt im Sich-Zeigen. Erik Ode (der Kommissar) tritt auf, begleitet von seinen drei Assistenten, und seinem Gesicht kann man jetzt schon entnehmen, dass er alles überschaut und dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sich der Mörder in naiver Herzensergiessung und einer schönen Beichtmentalität selbst verrät. Odes kluges Dackelgesicht ist immer ernst. Das Komische ist der Feind der Macht. Darum gibt es hier nichts zu lachen. Die Assistenten besuchen die eine oder andere Person, theoretisieren den jeweiligen Fall, und Ode lauscht ihnen still: lass sie mal machen, die jungen Hüpfer, ich hab' Zeit! Er ist in Wartestellung, er ist der Leuchtturm, nach dem sich alles orientiert. Das schlechte Gewissen (wer hat schon eine weisse Weste?) treibt die Verdächtigen gnadenlos in seine Arme. Und er nimmt die Siebung vor. Die meisten fallen wieder durch die Maschen, klar, aber einer bleibt hängen – und der ist der Schlimme. Alle erdulden die irdische Marter, um dadurch dann endlich die himmlische, also bürgerliche Seligkeit zu erlangen. Ode spricht sie frei, den Mörder übergibt er dem Staatsanwalt. Ode geht.

Wie funktioniert so ein Film im einzelnen? Der Mord findet, wie gesagt, in den ersten zwei Minuten statt. Dann beginnt die Arbeit. Recherchen bringen Hintergründe an den Tag. Die Zahl der Verdächtigen nimmt schnell zu. Meistens sind es nicht mehr als zehn, damit der Überblick für den Fernseh-Zuschauer gewahrt bleibt. Jetzt beginnt das grosse Quiz-Spiel: wer ist der Mörder? Einer hat ein Motiv, ein anderer eine Gelegenheit; einer hat kein Alibi, ein anderer eine unheimliche Physiognomie, einer hat Vorstrafen, und man traut ihm alles zu, und ein letzter schliesslich hat nichts von alledem, und das ist mehr als verdächtig.

Die Figuren werden so vorgeführt, wie der frustrierte Bewohner eines Mietshauses seinen Nachbarn zu beobachten pflegt. Da gibt es zum Beispiel den jungen Müssiggänger: Was macht der eigentlich? Studiert er? Kriegt er Geld von seinen Eltern? Oder lässt er sich von einem Mädchen aushalten? Er hat lange Haare und trägt Jeans, steht spät auf und hört ein bisschen zu laut die neueste Hit-Parade. Er verlässt die Wohnung ein bisschen zu spät, wo doch die anderen Männer schon um sieben weg sind: der geht sicher auf die Strasse und demonstriert (wofür zahlen wir eigentlich unsere Steuern?). Nicht dass es hier direkt um Vorurteile geht, nein; die Jungens sind ganz nett und haben ganz normale Ansichten – aber trotzdem: Was macht er den ganzen Tag? Dann kommt die Freundin (ab und zu ist es auch eine Schwester oder Cousine). Sie ist jung, frisch, trägt kurze Röcke oder Hosen, nimmt die Pille und kauft Poster für die Wände. Sie verkörpert die Erotik. In allen bisherigen Folgen kann man den hormonalen Haushalt der Personen aufs peinlichste durchleuchten, ohne dass Anstössiges zutage tritt. Dabei gibt es freilich keine Prüderie: ab und zu zieht sich ein Mädchen den Pullover aus und hat keinen BH an. Der Part, den die Frauen spielen, beschränkt sich einfach darauf, die herrschende Freizügigkeit der Werbung in die Alltäglichkeit zu transponieren. Es geht darum, ein bisschen Deodorant-Frische in die triste, graue Alltäglichkeit zu sprühen; meistens genügen da schon glatte Photomodell-Gesichter. Die boutiquenorientierten Frauen bewegen sich in Begleitgrün der Parks oder ländlicher Umgebung. Manchmal reden sie mit